

Kudolf von Lavel
zum
Gedächtnis

Nekr T 17

Rudolf von Tavel
zum Gedächtnis

A. Francke AG., Bern
1934



R. W. Jones

Mein letztes Wort

Wenn ich, o Herr, den Lauf vollendet
Und müd an meinem Ziele bin,
Leg ich, den Blick zu Dir gewendet,
Mich still zu meinen Vätern hin.

Mein letztes Wort gilt dann dem Winde,
Der meine Spuren bald verweht :
Eil hin und streichle den gelinde,
Der matt an meiner Fährte steht !

Es gilt den weissen Wolkenfahnen :
Folgt segnend eurem Wandertrieb
Und labt aus lichten Himmelsbahnen
Den, dem ich Tränen schuldig blieb.

Es gilt der heimatlichen Erde :
Trag Frucht und spende reiches Brot,
Damit er satt und dankbar werde,
Dem Armen, dem ich es nicht bot !

Es gilt dem hehren Sonnenfeuer :
Ergreife du an meiner Statt
Was einst, ob es mir doch so teuer,
Umsonst auf mich gewartet hat !

Schaff Heil, mein Gott, wo ich's vergessen !
Schliess alle Wunden, die ich schlug !
Lass Liebe strömen ungemessen,
Wo meinen Fuss die Erde trug !

Rudolf von Tavel.

Der Mann und das Werk

Von Hugo Marti

Nun sitzen wir wieder in der Schosshalde, in seinem Arbeitszimmer, am Fenster mit dem Blick in den Garten hinaus. Aber die Blätter sind jetzt von den Zweigen gefallen, Regen und Wind haben sie abgestreift, die Bäume stehen kahl vor dem grauen Spätherbsthimmel — wie flammten sie unter dem glasklaren Blau an dem Tage, da Bern von seinem Dichter Abschied nahm. Es war, als hätte die Landschaft ihm, der sie in ihrer vielfältigen Pracht so oft geschildert hat, den letzten Gruss aus überschwenglichem Dank mitgeben wollen. Die alte Stadt, grau und steil über dem Flusse, liess sich die Trauer nicht anmerken, ihre Mauern, über die der Ton der Glocken hinflutete, haben vieles gesehen und erlebt; nun sahen sie, wie ein stiller Zug von Trauernden dem Manne das Geleit gab, der wie kein anderer seit der Zeit der Chronisten ihre Vergangenheit so gross und liebevoll wieder zum Leben erweckt und in seiner Kunst uns Lebenden gedeutet hat, der treue Sohn dieser Stadt, die ihm ein dichterisches Denkmal zu danken hat, um das sie ihre Schwestern in deutschen und welschen Landen beneiden.

Hier draussen wohnte er, wo die grünen Matten unmerklich in die Gärten der Landhäuser übergangen und wo man sich noch vor wenigen Jahren fern vom Lärm und Betrieb der Stadt fühlen durfte. Man war nicht im

ländlichen Bezirk des Dorfes und man war auch nicht im städtischen Aussenquartier; die Schosshalde war ganz einfach eine besondere Siedlungsart, und für Rudolf von Tavel hatte sie neben allen Annehmlichkeiten und über diese hinaus den Reiz der lieblichsten Jugenderinnerung. Denn hier draussen, in dieser kleinen Welt für sich, die aber alles andere als winklig und kleinlich war, sondern den Abglanz der weiten Ferne in ihren Salons mit den bunten Reminiszenzen aus fremden Kriegsdiensten und vaterländischen Grosszeiten barg, hier verbrachte der empfindsame Knabe goldene Tage der Freiheit bei seiner « sehr respektierten Grossmutter, der Frau Hauptmännli », die, wie er selber in einem erinnerungsverklärten Rückblick auf das Leben und Treiben der alten Schosshalde erzählt hat, etwa mit scharfem Auge das Spiel der Enkel in ihrem Garten vom roten Kastanienbaum am Weiher überwachte und das kindliche Wohlverhalten mit einer duftenden Barille vom Spalier belohnte, wenn die übermütige Jungmannschaft nicht von Gut zu Gut streifte in diesem glücklichen Erdenwinkel, wo nicht nur Originale und drollige Museumsstücke, sondern vor allem auch aufrechte und freigewachsene Charaktergestalten in einer Fülle anzutreffen waren, die auf den jungen Mann nicht ohne Eindruck bleiben konnte. Er hat ihnen dann in einigen seiner Bücher dauernde Unterkunft gewährt, nicht so wie man Photographien in ein Album steckt, sondern indem ihre Schicksale und Lebensanschauungen, beide weder eintönig noch eingeengt, in die Erfahrungen seiner Jugend eingingen. Denn hier hatte er sein « nirgends notiertes, aber von Kindsbeinen an durchdachtes und empfundenes Material » gesammelt. Dass sein Vater

später auch aus dem Stadtlogis nahe bei der Heiliggeistkirche in die Schosshalde übersiedelte, wo er sich ein Haus im englischen Geschmack baute, vermerkt der Dichter mit spürbarer Nachfreude in autobiographischen Aufzeichnungen, die dem geistigen Erbe des Vaters einen grossen Anteil an der eigenen Hinneigung zur Kunst zuschreiben, gleichzeitig aber für seine Bedenken vor einer künstlerischen Laufbahn Verständnis aufbringen: « Wenn er meinen Neigungen nicht nachgegeben hat, so geschah es aus Sorge um meine zukünftige materielle Existenz und vor allem, um mich vor sittlicher Versumpfung zu bewahren. Geniale Liederlichkeit war ihm ein Greuel. Dass mein Vater die erfolgreichere Zeit meines Schaffens nicht mehr erleben durfte, schmerzt mich noch heute, denn ich habe dem guten Mann in meinen Schuljahren viel Sorgen bereitet. »

In diesen schlichten Worten liegt mehr als Sohnesdank. Ein ruhiges Abwägen der eigenen Entwicklung liegt darin und die Abrechnung des reifen Künstlers, der sein Lebenswerk geschaffen hat, mit den Widerständen seiner Jugendzeit, die es vielleicht gerade erst so werden liessen, wie es wurde, mannhaft und doch zart, ganz sein eigener Ausdruck und doch vielen aus dem Herzen und in das Herz gesprochen.

Denn Rudolf von Tavel's künstlerische Reife war keineswegs, wie manche Leser seiner ausgeglichenen berndeutschen Erstlinge vermuteten, ohne Sturm und Kampf und innere Not erfolgt. Von der Schule her war dem jungen Mann das lastende Gefühl eines Drucks verblieben (bis ins hohe Alter übrigens, wie er mir vor Jahresfrist noch erzählte, nachdem ihm wieder einmal ein Schrecktraum mit Schulszenen die Nacht vergällt

hatte), und nun begann «nach echt altbernischer Auffassung» das Studium der Jurisprudenz und der Kameralwissenschaften. Trost, schon in der Schulzeit gekostet, bot die künstlerische Nebenbeschäftigung, und zwar zuerst die *Malerei*. «Mit Feuereifer» arbeitete er im Atelier des Malers Bischoff in Lausanne und das Zeichnen, in dem er es zu mehr als bloss lernbarer Fertigkeit brachte, bereitete ihm zeitlebens Freude und Erholung von anderer Arbeit; Skizzenbücher mit liebevoll ausgeführtem Baumschlag und strichartigen Landschaften zeugen davon. Aber als er ernsthaft zur Ölmalerei übergehen wollte, hielt ihn väterlicher Einspruch davon ab. So wurde er sozusagen zur Dichtkunst hinübergedrängt, die er allerdings auch schon früher gepflegt hatte. Ein Andreas Hofer-Drama «Der Landwirt von Passeyer» geht in seinen Anfängen in die Gymnasiastensjahre zurück; in Leipzig vollendete er es, natürlich in fünffüssigen Jamben, und als er in Berlin studierte, legte er es Wildenbruch zur Beurteilung vor. Dieser machte ihn ernsthaft auf die Fehler aufmerksam, die dem Stück anhafteten, und riet dem jungen Schriftsteller, es eher mit der Prosa zu versuchen. Aber noch faszinierte ihn die Bühne und es entstanden in der Folge mehrere Dramen, die in Bern auch aufgeführt wurden. Im «Major Davel» spielte der Verfasser sogar die Hauptrolle, was zu einer sehr ernststen Auseinandersetzung mit seinem Vater führte, so dass er, wie er viel später schreibt, «eigentlich die Bühne mit blutendem Herzen betrat.»

Ein grosses Versdrama in acht Akten — weniger hätte nicht genügt, um das Problem unterzubringen! — liegt in jener sauberen, klaren Handschrift vor uns, die also schon der jugendlichen Feder eigen war und die

auch später einen Leser etwa seiner Briefe immer anmutete wie eine freundliche Einladung zur Ruhe und Besinnung. Das Titelblatt zum « Söldner » zeigt uns eine Federzeichnung des Dichters, rechts eine ferne kahle Meeresküste, links eine Berghütte vor heimatlichem Tannenwald, zu der ein Kriegsmann auf dem Wiesenpfad zwischen den Steinblöcken emporsteigt. J. V. Widmann soll das Werk, das wohl seinem Verständnis für Lesedramen weniger schwer zugänglich war als einem mehr auf Bühnenwirkung eingestellten Direktorsauge, günstig beurteilt haben. Aber aufgeführt wurde es nie, und indem sozusagen auch diese Tür sich verschloss wie früher die der Malerei, lenkte das Schicksal selber den tastenden Geist auf das Gebiet der erzählenden Prosa, wo Tavel dann ja auch im ersten Jahr des neuen Jahrhunderts mit der berndeutschen Novelle « Jä gäll, so geit's » ein neues Feld auf dem Spielbrett der Schweizerliteratur belegte und sich gerade damit einen Erfolg holte, der unvergessen geblieben ist. Die stattliche Reihe seiner berndeutschen Werke zeigt, dass er nun auf den rechten Weg geraten war, dass er, wie sein « Söldner » im letzten Drama vor der Entscheidung, die Rückkehr aus der Fremde in die geistige Heimat gefunden hatte. Leider war sein Vater, der auf diese Entwicklung mitbestimmenden Einfluss ausgeübt hatte, kurz vor dem letzten Schritt des Sohnes gestorben; er hätte wohl das erreichte Ziel, das er in seiner väterlichen Besorgnis nicht ahnen konnte, nun als richtig erkannt und endlich dem eigenwüchsigen Schicksal des Sohnes zugestimmt.

Hat der Dichter, der wie ein Gottfried Keller und andere Künstler des Worts der Malerei entsagte, dadurch eine Anlage in sich verkümmern lassen? Wer könnte

darüber urteilen ! Aber gewiss ist eines : dass seine Dichtung starke malerische, noch mehr vielleicht zeichnerische Elemente enthält, dass sie in hohem Masse Augenkunst ist, schaubar für das innere Gesicht des Aufnehmenden, und dies trotz der bezaubernden Melodik seines mundartlichen Ausdrucks. Wenn er selber betont, dass er glaube, in seine Novellenform die stilistischen Eigentümlichkeiten des dramatischen Schaffens herübergerettet zu haben, nämlich straffen Aufbau und Beschränkung der Mittel, so hatte anderseits gewiss auch jener vorzügliche Leser, Professor Max Huber, recht, der ihm zum Dank für den Roman « Ring i der Chetti » schrieb : « Sie hätten sicherlich das Zeug zu einem Maler. Wer die Murtenschlacht wie Sie darzustellen imstande ist, so grosslinig und plastisch, der weiss auch, wie ein grosses nationales Freskogemälde aussehen müsste. » So darf man wohl sagen, es sei auch in Tavel's Kunst nichts verlorengegangen und die Umwege seien nicht umsonst gewesen.

Das Gefühl, mit seiner Kunst auf dem rechten Weg zu sein, nämlich auf dem Weg ins Herz seiner immer wachsenden Gemeinde — wer hätte ihm dies besser bestätigen können als seine Gattin, die getreue Helferin bei seinem Schaffen und die verständnisvollste Beurteilerin seiner Werke ? Er selber rühmte schon früh ihr « gesundes, nüchternes Urteil », und so wird es ja wohl auch geblieben sein während den vier Jahrzehnten dieser glücklichen Ehe, deren wärmende Herdglut jeden Gast des Hauses wohligh umfing. Kinder waren keine da, die elterliche Liebe und Sorge beanspruchten, und so strömte die ganze Hingabe, deren beide fähig waren und die bei gemeinsamer Welt- und Lebensanschauung ihre Kraft noch vertiefte, dem Werke zu. Nicht nur dem bleibenden lite-

rarischen Werk natürlich, sondern ebensowohl dem umfassenden Wirken wohlthätiger und kirchlicher Natur, von dem vielleicht mancher begeisterte Tavel-Leser erst bei der Trauerfeier durch die Worte derer, die an der Bahre des Verstorbenen davon zeugten, eine Ahnung erhielt.

In diesem Wirken, das manche Tage erfüllte und das so recht die bürgerliche Ergänzung zu dem künstlerischen Schaffen war, zeigt sich erst der ganze Rudolf von Tavel. Und hier gehört, untrennbar von seiner unvergesslichen Erscheinung, an seine Seite die Gattin, die ihm das Heim schuf und schmückte, in dem sich die Kraft seiner gelassenen Menschengüte immer erneuerte. Wie wusste er's ihr zu danken :

Du bist's, die mir mit Blumen

Das Haus so froh gemacht . . .

Er aber war den Blumen und den Menschen, die um ihn sein durften, die Sonne, sagt sie nicht weniger dankbar, und mit seiner frommen Lebenszuversicht trieb er auch ihr den « Sorgegeischt » aus dem Herzen, wenn Nieder geschlagenheit sich etwa einstellen wollte. « Aus seiner Frömmigkeit und leuchtenden Seelenheiterkeit », schrieb Simon Gfeller nach Tavels Tod in einem Brief, « ist ein befruchtender Segensstrom geflossen für das ganze Land. » Solches Lob gilt nicht dem Künstler, sondern dem Menschen; und er hat es verdient.

Aus einem tiefverankerten Gefühl der Verantwortlichkeit heraus handelte Rudolf von Tavel in allem, was er tat. In einem für sein Wesen sehr aufschlussreichen Vortrag, den er vor drei Jahren im Cercle de la Grande Société de Berne über den *Wert der Tradition* hielt, sprach er mit mahnendem Eifer zu den namenstolzen

Angehörigen seines Standes: « Es ist eine ungeheuer ernste Sache um das stumme Zwiegespräch mit den Ahnenbildern. Trachte danach, dass du ihren Blick auszuhalten vermagst, wenn er dich fragt : Hast du die Tradition des Hauses in Ehren gehalten ? Bist du deinem, unserm Volk, dem Lande, für das wir unser Leben einsetzen, was du ihm sein sollst ? Würdigst du die Opfer, die wir für die gemeinsame Sache brachten ? »

Dort rief er den Geist Bubenbergs auf, der in seiner Verteidigungsrede beim Twingerherrenstreit das Verantwortungsbewusstsein gegenüber Stadt und Staat als leuchtenden Leitstern adligen Verhaltens pries. Die selbstlose Treue dieses Geschlechts, das sich innerhalb dreier Generationen für die gemeinsame Sache wirtschaftlich ruinierte, ist der tiefste Grund, auf den seine Geschichtsdichtung lotete, und keine Gestalt hat auf die besinnlichsten seiner Leser nachhaltigeren Eindruck gemacht als der Ritter, der das Wort vom « Ring i der Chetti » durch sein Leben besiegelte.

An seinem Orte fühlte auch Tavel sich als Ring — durch des Schicksals unergründlichen Willen als letzten Ring — in einer Kette, als Zweig an einem Baum, lebendig verbunden dem Leben, so wie es heute erfüllt sein will. « Ein Stammbaum sollte uns niemals nur ein Apparat zum Sich-vornehm-Dünken sein », sagte er im erwähnten Vortrag, « niemals bloss Dokument zum Nachweis adeliger Herkunft, sondern eine erschütternde Aufforderung zum Nachdenken über das Woher und Wohin, ein Mahnruf zur Überlegung der eigenen Tüchtigkeit oder Nichtswürdigkeit. Fühlst du nicht die Frage all dieser Wappenbilder und Namen an dich gerichtet, die Frage: Wirst du es vollenden ? »

Wer sein Leben aus dieser Frage heraus zu gestalten sucht, dem stehen die Dinge und Ereignisse alle auf ein und demselben Plan. Der gleiche Geist durchdringt seine Handlungen alle und prägt seine Taten, die bleibenden Werke der Kunst wie die Aufgaben des täglichen Lebens. Wir blättern in den Tagebüchern aus den Jahren nach dem Krieg, da Rudolf von Tavel als Leiter der schweizerischen Hilfsaktion für notleidende Kinder in den Kriegsstaaten eine aufopfernde Tätigkeit ausübte und dabei auf unzähligen Konferenzen und Kongressen mit Persönlichkeiten aus allen Ständen und Schichten in Berührung kam. Wie er überall das Menschliche im Menschen suchte und fand, darüber geben seine Tagebuchnotizen wertvolle und oft köstliche Auskunft. Manche Stelle, die eine Begegnung mit einer internationalen Grösse oder mit einem armen Wienerkind beschreibt, mutet wie eine Skizze des launigen Erzählers an, wie ein Kabinettstück intimer Menschenschilderung. In anderen Szenen wird einem plötzlich ein Fenster mit weitem Blick auf die unselige Geschichte unserer Zeit aufgetan; das hatte übrigens im wesentlich kleineren Maßstab schon der vierjährige Knabe erlebt, der, als die internierten Bourbaki in der Heiliggeistkirche untergebracht wurden, vom « Chinderstubefenster us het chönne i d'Wältgschicht luege »; als Mann, dem viele hilfsbedürftige Menschen im kriegsverwüsteten Europa ihr Vertrauen schenkten und ihre Hoffnung aufs Herz banden, bewegte er sich auf dem internationalen Parkett mit einer Würde und einer Geschicklichkeit, die dem Träger eines alten Berner Namens wohl anstanden.

Immer und überallhin begleitet ihn seine Gattin, steht ihm bei mit Rat und Tat, nimmt teil an Freud und

Leid. Gelegentlich mag sie auch resolut versucht haben, ihm in allem Trubel einen kleinen Atemraum frei zu halten für die künstlerische Arbeit, die in jenen Jahren hinter der Sorge um die Opfer des Kriegs, die Gefangenen und die Kinder, zurückstehen musste. Nur selten findet sich in dieser Zeit die Eintragung im Tagebuch : « Konnte endlich wieder etwas für mich arbeiten. » Einmal aber steht — und man liest es fast erstaunt darüber, dass es möglich ist: « Beendigte heute den Roman „Übergang“ (er wurde später „D’Haselmuus“ getauft) und las die beiden letzten Kapitel Adele vor. Es verschlug mir selber beinahe die Stimme und Adele weinte bittere Tränen, bis wir uns gegenseitig auslachten. Nun muss gehörig gefeilt werden . . . » Das kleine Tagebuchidyll, in dem der Dichter wie in seiner hohen Kunst Ernst und Humor überlegen zu mischen weiss, mag hier stehen für viele andere und gewichtigere Zeugnisse des Verständnisses, dessen er sich bei seiner Lebensgefährtin sicher wusste. Ihr Lohn war, wie es eine Diakonissin ihr nach dem Tode des Gatten schrieb, « teilgehabt zu haben an einem sehr reichen Leben, dessen Reichtum nicht in Vergänglichem bestanden hat ».

Wahrlich, schon früh suchte Rudolf von Tavel mit seinem Wirken das *Unvergängliche*. Im umfangreichen Manuskript aus dem Jahre 1898, « Der Söldner », das wir schon einmal in der Hand gehabt haben, lesen wir in der Widmung das bescheidene Wort :

Erwarte nicht, dass mich die Weisen loben,
Und freu dich nicht auf deines Gatten Ruhm,
Denn von der Welt wird nicht zu Glanz erhoben,
Was man gelegt vor Gottes Heiligtum.

Zwar hat die Welt gar wohl die Werke des Dichters

Rudolf von Tavel mit dem Glanz des Erfolgs ausgezeichnet, aber dennoch hat er sich nicht von der frühgefassten Schaffensregel abbringen lassen, seine Kunst « vor Gottes Heiligtum » niederzulegen. An einem Mass, das unverrückbar vor ihm stand, mass er jedes seiner Werke. Schon der junge Dramatiker machte sich seine Gedanken darüber, ob er « als aufrichtiger Christ für das seiner Bestimmung entwendete Theater arbeiten solle », und in einer autobiographischen Skizze aus dem Jahr 1912 steht klipp und klar der Satz : « Nach meiner Überzeugung soll alle Kunst zur Verherrlichung Gottes, der sie den Menschen geschenkt, dienen, auch wenn das Religiöse darin nicht unmittelbar zum Ausdruck kommt. » Daran hat er sich, in einem grossen und welt-offenen Sinn, zeitlebens gehalten; ja, die Gedanken seiner letzten Dichtungen, vor allem des Niklaus Manuel-Romans, kreisten gerade um dieses Problem, das aus ihrem innersten menschlichen Kern emporkeimt.

Wie sehr ihm daran lag, sich über das Wesen seiner Kunst Rechenschaft abzulegen, beweist ein Blatt, das undatiert ist, aber nach unserer Vermutung aus seinen letzten Jahren stammt und auf dem er in knapper Formel sich selber als Romantiker bezeichnet — in einem Sinn, der für ihn sehr aufschlussreich ist : « Die Schaffenslust der Romantiker », so definiert er, « hat ihre Wurzeln viel mehr in der idealen Vorstellung, welche sie sich von der Welt machen, als in der wahrgenommenen Realität der Dinge. Wenn das zutrifft, so gehöre ich zu den reinen Romantikern. Dank meiner glücklichen Charakteranlage finde ich aber meist einen harmonischen Ausgleich zwischen der realen und der idealen Welt, wozu wohl das meiste beiträgt mein Humor einerseits und mein mit dem

Humor aufs engste verbundenes kindliches Vertrauen in Gottes unerschöpfliche Gnade und Liebe, die alles wieder gutmachen, was die Menschen in ihrer Torheit verderben. » Dieses Wort ist der Schlüssel zu seinem Herzen — und zu seinem dichterischen Werk.

Religiöser Ernst und unbeschwerter Humor schlossen sich, wie er hier deutlich sagt, in seinem Gefühl keineswegs aus. Im Tagebuch vermerkt er einmal mit Genugtuung, dass ein kirchlicher Redner die Überzeugung ausgesprochen habe, Jesus sei mit Humor ausgestattet gewesen. « Es deckt sich das mit meiner eigenen Auffassung », fügt er bei, « wie es überhaupt meiner Ansicht nach kaum einen wirklich bedeutenden Menschen geben dürfte, der nicht über Humor verfügte. »

So denkt und spricht ein Künstler, der des Glaubens ist, ein Kunstwerk sei eine Offenbarungsform Gottes, hinter der man ihn selber suchen müsse. Dieses nachdenkliche Wort finden wir in einem Notizenheft, das Studien zum letzten vollendeten Roman, zum « Meischter und Ritter » enthält. Steht dort nicht der Geistesmächtige dem Mächtigen dieser Welt gegenüber, der Künstler dem Politiker ? Sollte nicht Rudolf von Tavel dieses Problem, um dessen Lösung auch heute die Besten sich mühen, rückblickend in die Vergangenheit als Kernproblem früherer Krisenzeiten erkannt haben, als das Kennzeichen aller aufgewühlten Übergangsepochen, wie es die Zeit Niklaus Manuels in hohem Grade war ?

Nachdem er dieses Werk, in dem der Künstler als der « Läufer Gottes » mit dem höchsten Amt belehnt ist, vollendet hatte, rastete Tavel nicht lange, wie man es vielleicht erwarten durfte. Kleinere Arbeiten, wie er sie immer zwischen seine dichterischen Werke schob, drängten

ihn auch diesmal wieder. Da war der Text zu A. Pochons entzückenden Uniformenbildern aus dem « Berner Regiment von Erlach in französischen Diensten » herzustellen, eine Frucht emsiger Quellenstudien und eine wissenschaftliche Leistung, die seinem Herzen nahelag. Und dann sollten die Berner Diakonissen ihre Festschrift zum neunzigjährigen Bestehen ihres Mutterhauses erhalten; wie freute er sich, die Geschichte dieses aus bescheidensten Anfängen erstaunlich aufgeblühten Liebeswerkes vor dem Leser auszubreiten und mit den Strahlen seiner Menschenkenntnis und seines Gottesglaubens zu durchleuchten. « Die liebe Hube » durften das letzte vollendete Werk aus seiner Hand empfangen; wie würden sie ihm wohl, wenn das Geschick es so gewollt hätte, durch liebevolle Pflege seiner letzten Tage ihren Dank abzustatten gewünscht haben ! Aber er bedurfte dieser Pflege nicht, ihm kündigte kein Krankenlager den Aufstieg « vom Staube zu den Sternen » an, er schied mitten aus der Arbeit.

Mitten aus der Arbeit an einem neuen grossen Roman, der wieder eine Beschwörung seiner Vaterstadt sein sollte. Hier liegen die Vorarbeiten dazu, unsere Hände greifen scheu die Blätter, die seine fleissige Hand noch vor wenigen Wochen und Tagen beschrieben hat, und unsere Augen versuchen aus den Notizen den Sinn des Werks zu entziffern, das in ihm gewachsen war — und noch wuchs, als er die Hand davon lassen musste.

« *Ds Schwärt vo Loupe* » — den Titel hat er mit fester Schrift auf das graue Heft geschrieben, das Seiten auf und ab Auszüge aus historischen Werken, chronologische Aufzeichnungen und Kostümstudien enthält und als Wichtigstes drei « Fassungen » des Romanentwurfs,

die letzte und ausführlichste vom 8. August dieses Jahres. Rudolf von Erlach steht natürlich im Mittelpunkt der Handlung, die das kraftvolle Wachsen der Stadt Bern zum heroischen Hintergrund hat, aber er ist — wie könnte es bei Tavel anders sein! — nicht etwa bloss als der Sieger von Laupen eine strahlende Denkmalsfigur, sondern ein durchaus menschlicher Held, der durch Licht und Schatten um so wirklicher über die Bühne seiner Zeit schreitet. Aber nicht um ihn geht es im Grunde, sondern um Bern selber, und des Dichters Gedanken sinnen über dieser Stadt, die von der Vorsehung beschirmt scheint und aus kleinen Anfängen ihrer grossen Bestimmung entgegengeht: « Bern wird zur Stätte, da einzelne Menschen sich dem Willen Gottes zur Verfügung stellen im wahren christlichen Sinn (vorbehaltlos glaubend, setzen sie ohne Anspruch für sich selbst das Evangelium in die Tat um). Wo einmal diese Bereitschaft vorhanden, zumal in dunkeln Zeiten, die den Menschen nicht als das Objekt der Gottesliebe anerkennen, da hält Gott die Hand darüber. »

Die Stadt Bern als «Burg des Friedens für die Friedfertigen»: an ihr bauen die Bubenberge, baut aber auch eine Anna Seiler, die Stifterin des Inselspitals, und der zukunftsgläubige Leutpriester Baselwind. Dieser macht den Ritter von Erlach mit einem Mönch oder Schreiber Hilari bekannt (der offenbar geschichtlich nicht nachweisbar, eine Erfindung des Dichters ist), einem Mann, der Dante als Seher erfasst hat und sein Wort « La divina potestate, la somma sapienza e il primo amore » dem Ritter und seinen eigenwilligen Absichten entgegenhält. Denn « Erlach will, nachdem ihm Laupen gelungen, die Führung an sich nehmen. Aber das Heilige in der Stadt

erträgt keine menschlich ausgedachte Führung, die nicht von Gott eingegeben» ist. Rudolf von Erlach war Gottes Werkzeug : das Schwert von Laupen. Nun will er das Werkzeug nach seinem eigenen Willen gebrauchen und verfällt dadurch dem Werkzeug, das Gott gebrauchte : dem Schwert von Laupen.

Der Gedanke ist klar, gross und kühn. Welche dichterische Vision, das Gemeinwesen als eine Stätte Gottes wachsen und gedeihen zu sehen, in der auch Rittertum sich unter dem Bärenbanner bewahren will, wo aber Ritter wie Handwerker nur aus dem Verantwortungsgefühl für ein Ganzes heraus Berufung und Recht zu demokratischer Betätigung erhalten. Eine echt Tavel'sche Vision ! Kräftigen Griffes holt er seinen Stoff aus ferner Vergangenheit herauf und rückt ihn unter das ewige Licht, so dass er für unser Empfinden eine geradezu beklemmende Aktualität gewinnt. Keiner seiner Romane spielt in zeitlich so entlegenen Bezirken der bernischen Geschichte und keiner ist uns in seinem politischen Problem so nahe wie dieser — der nicht geschrieben wurde. « *Conditio sine qua non* des demokratischen Gemeinwesens » : dieser Ruf nach Verantwortungsgefühl im politischen Leben ist das letzte dichterische Vermächtnis des Berners Rudolf von Tavel. Leider wird keine Hand mehr die Bruchstücke zum Denkmal fügen.

Mit den Papieren, die jetzt unser Auge wehmütig durchspäht, ist er frohen Sinns in den goldenen Herbst am Genfersee gefahren. Dort lagen sie in seinem Zimmer ausgebreitet, der grosse Plan, aus vielen Streifen zusammengeklebt, mit den Namen, Daten, Ereignissen, Verknüpfungen und Verwicklungen einer mehrschichtigen Handlung, und das Notizenheft und die losen Blätter,

und er arbeitete im Wandern durch die sonnige Landschaft an seinem Buch und sprach darüber mit seiner Gattin. Er freute sich auf die ruhigeren Tage nach Neujahr, da sollte die Niederschrift dessen beginnen, was in seinem Kopf nun geordnet beisammenlag. « Selten », sagt seine Gattin, « hat er soviel von einem Buch, das er in Arbeit hatte, gesprochen. Als er sich von einer leichten Unpässlichkeit einen Tag lang im Bett ausruhte, meinte er : „I muess de no oft uf sunnige Bänkli mit dir ga sitze u vom Buech rede !“ »

Zwei Tage darauf starb er, auf der Reise nach Bern. Der reife Herbst begleitete mit flammenden Fahnen die Heimfahrt des Dichters in seine Vaterstadt, seinen Weg in die ewige Heimat.

Der berndeutsche Dichter

Von Otto von Greyerz

Von dem Menschen haben wir Abschied nehmen müssen für immer. Von dem Dichter bleibt uns sein Werk, auch für immer. Denn es lebt, frei von menschlicher Hinfälligkeit, ein redendes Denkmal, verständlich allen, für die er geschrieben, lieb und wert allen, die das Werden und Wachsen dieses Werkes miterlebt und in seinem Glanze sich mitgesonnt haben.

Dieser Glanz gehörte ja nicht ihm allein; er strahlte über seinem, unserm geliebten Bern, leuchtete in die nahen und fernen Jahrhunderte seiner Geschichte hinein und umspielte auch noch die Gegenwart mit einem heiter versöhnlichen Lichte. Der Dichter brauchte es nicht mit ausdrücklichen Worten zu sagen, wie er dieses Bern und seine Eigenart auf dem Herzen trug; seine Liebe sprach unverkennbar aus seinem Werk. Das einleuchtendste Zeugnis aber für sie war Tavel's Bekenntnis zur bernischen Mundart, der kühne Griff, den er wagte, als er diese unliterarische Sprache für seine geschichtlichen Novellen wählte. Das tat er wohl ohne ermutigendes Vorbild, ganz aus persönlicher Eingebung. Der äussere Erfolg wäre für die Schriftsprache verheissender gewesen; auch liebte und verehrte er diese als die Sprachmutter des gesamten Deutschtums; und wie er sie zu meistern verstand und wie es ihn immer wieder hinzog zu ihr, beweisen jene in der Gemeinsprache verfassten

Bände zwischen 1917 und 1921: Die heilige Flamme, Heinz Tillmann, Bernbiet und Heimgefunden, zuletzt auch noch jener Sammelband, der lauter Kabinettstücke enthält: Schweizer daheim und draussen. — Und dennoch !

Kein Zweifel, auch Tavel stand, wie jeder andere junge Mensch seiner Zeit, im Bann einer Überlieferung, nach welcher die Schriftsprache die einzig mögliche Form für gehaltvolle, namentlich für historische Erzählung war. Auch hatte er dieser Form schon seinen Tribut gezollt, indem er seine frühen patriotischen Dramen (Major Davel, Johannes Steiger u. a.) in deutschen Blankversen schrieb. Gegen Ende des Jahrhunderts aber muss eine Erkenntnis in ihm aufgeblitzt sein. Kam es vom Beispiel Arnold Otts, der in seinem « Karl dem Kühnen und die Eidgenossen » von 1897 die Volkssprache in ein grossangelegtes nationales Drama einführt? Oder war es die Erfahrung, dass im volkstümlichen Schauspiel, vereinzelt sogar in geschichtlicher Erzählung (wie in M. Lienerts « Flühblüemli » von 1891) die Mundart sich als brauchbar und wirksam erwiesen hatte? Wahrscheinlich war es für Tavel einfach eine Notwendigkeit von innen heraus. Die Wirklichkeitsnähe, in die er seine geschichtlichen Gestalten zu rücken beehrte; das eigene Ausdrucksvermögen, das sich in der Mundart am ungehemmtesten entfalten konnte; die Überzeugung endlich, dass die Berner vergangener Zeiten wesentlich nicht anders gesprochen haben als die heutigen — das alles zusammen könnte ihn sehr wohl bestimmt haben, zum Berndeutsch zu greifen, als er (1900) seine erste Novelle, sein « Jä gäll, so geit's ! » in Arbeit nahm.

Wer das Erscheinen jenes dünnen Bändchens mit den Vignetten und Kopfleisten Gustav von Steigers erlebt hat, wird sich wohl auch erinnern, dass die freudige, fast schreckhafte Überraschung, die es hervorrief, in erster Linie dem sprachlichen Wagnis galt. Wenn das gelingen konnte: eine historische Novelle in Berndeutsch, so hatte unsere Mundart eine Feuerprobe bestanden, so war ihr Ansehen plötzlich um einige Grade gestiegen. Und es war gelungen! Man las dieses Berndeutsch, ob es nun von der Tante Salzbütti oder von dem feierlichen Sterben des alten Herrn Landorfer erzählte, wie etwas Selbstverständliches, kostete seine altertümlichen Wörter und Wendungen, seine ungeschminkten Volkswitze, seine französischen Brocken mit schmunzelndem Verständnis und das Ganze mit unbeschreiblichem Behagen. Man begriff, dass hier die Mundart notwendige Erzählungsform war, weil sie die Stimmung mit sich brachte, die dem bernischen Temperament des Verfassers und seiner ganzen geistigen Grundhaltung entsprach: diesem scheinbar nüchternen Realismus und gefassten Gleichmut, unter dessen Decke doch eine warme Menschlichkeit und ein kerngesunder Humor verborgen lagen.

Und nun war es, als ob mit dem Erstlingswerk geheime Schleusen aufgetan wären, um einer Flut aus unerschöpflicher Quelle die Bahn zu öffnen. Die Hauptgestalten von « Jä gäll, so geit's », Ruedi Landorfer und sein Bethli, wurden mit dem Buch nicht verabschiedet; sie lebten ihr Leben weiter, im « Houpmé Lombach » als schicksalgeprüfte, aber glückliche Eheleute, in « Götti und Gotteli » als gesegnete Eltern, die sich am Hochzeitstag ihres Sohnes in der bedeutungsvollen Glo-

riette zu Oberried selber wie junge Brautleute küssen. So spielte sich das Leben einer Familie aus der Franzosenzeit von 1798 hinüber in die Helvetik und von da in die Mediation und die Restauration — man hatte das Gefühl, der Dichter könnte nur so fortfahren und den Faden durch ein Jahrhundert weiterspinnen. Er hatte Werg genug an der Kunkel, hierin Gotthelf ähnlich, der einmal meinte, es sei schwer, mit einer Geschichte Schluss zu machen, da sie doch, wie das Leben, immer eine Fortsetzung habe.

Aber auch Rudolf von Tavel, so gut wie Gotthelf, wusste sich zu bescheiden. Mit den zwei nächsten Werken: « Der Stärn vo Buebebärg » und « D'Frou Kätheli und ihri Buebe » verliess er das heitere, auch unter dem Donnergewölk des Franzoseneinfalls noch graziöse Rokoko und griff in das schwerblütige Barock des 17. Jahrhunderts zurück, indem er die Schicksale des Obersten Wendschatz und seiner Familie erzählte, eine Geschichte, die vom Bauernkrieg bis zur zweiten Vilmerner Schlacht führt. Wie viele von uns kannten die bernische Geschichte des 17. Jahrhunderts? Von der Schule her war sie uns, wie die bernische Geschichte überhaupt, eine fremde Gegend, im besten Fall ein Schulbuchkapitel, eine Reihe von Jahrzahlen und Schlachtenamen. Wie anders wurde sie uns lebendig durch die edle Gestalt des Obersten Wendschatz und seiner Gattin, die auch als verwitwete Erzieherin ihrer Söhne das Lebensideal des Vaters in ihnen wachzuhalten strebt! Und so ging es weiter mit diesem durch Anschaulichkeit und Lebensfülle fesselnden Geschichtsunterricht. « Gueti Gspane » führten in die Zeit der Mailänderkriege, der „Donnergueg“ in die des neapolitanischen Söldner-

dienstes, « D'Haselmuus » und « Unspunne » wieder in die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert; die folgenden Bände (Ds verlorne Lied, Veteranezyt, Der Frondeur) spielten abwechselnd im 18. und 19. Jahrhundert, die beiden letzten Romane (Ring i der Chetti, Meischer und Ritter) im 15. und 16. Überblickt man das Ganze und rechnet auch die kürzern Erzählungen verschiedener Sammelbände dazu (Am Kaminfüür u. a.), sowie die mit neuzeitlichen Problemen belasteten Romane in Schriftsprache (Die heilige Flamme, Heinz Tillmann), so ist es ein prächtiges, in allen Farben schillerndes Bilderbuch zur bernischen Geschichte, ein dichterischer Ahnensaal, wie ihn keine andere Stadt der Schweiz, vielleicht überhaupt keine zweite besitzt. Was vor sechzig Jahren Gustav Freytag im grossen Rahmen des Deutschen Reichs unternommen, als er seine « Ahnen » zu schreiben begann, das wurde hier, weniger planmässig, in freier, sprunghafter Folge für die einzige Stadt Bern geleistet: eine Neubelebung der Vergangenheit durch Schöpfungen der Phantasie, einer Phantasie, die frei und zuversichtlich erfinden durfte, weil sie auf gründlicher Geschichtsforschung und eigener Erfahrung ruhte. « Er breitet es lustig und glänzend aus, das zusammengefaltete Leben » — das kann man auch hier vom Dichter sagen; denn nirgends mischt sich die Gelehrsamkeit vorlaut in das reizende Spiel der Einbildungskraft. Was der Verfasser vielleicht mühsam aus Chroniken und Memoiren, aus Briefen und Tagebüchern hervorgegraben, das löst sich verschwindend und doch spürbar in der Erzählung auf, wie der Zitronensaft im Wasser.

Wenn Jeremias Gotthelf in grossartiger und unvergleichlicher Einseitigkeit fast ausschliesslich das her-

nische Landvolk zum Gegenstand seiner Dichtung machte und den Städter fast nur mit Geringschätzung behandelte, so legte Rudolf von Tavel das Gewicht seiner Verehrung in die andere Schale der Wage, und diese Verehrung galt den grossen Staatsmännern und Kriegern, die die Stadt hervorgebracht, den alten, ruhmvollen Geschlechtern, die an Berns Grösse mitgebaut haben. Seinen Auserwählten, Adrian von Bubenberg, die Verkörperung aller bernischen Tüchtigkeit, hat er nicht weniger als dreimal verherrlicht: im « Theterli vom Wendelsee », im « Ring i der Chetti » und in dem ergreifenden Schauspiel « Der Heimat einen ganzen Mann ». Sein Bild leuchtet auch, als « Stärn vo Buebebürg », über dem Leben jenes Hans Rudolf May von Rued, den der Erzähler als Oberst Wendschatz verewigt hat. Eine andere Lieblingsgestalt des Dichters ist Niklaus Manuel, den er zuerst in den « Guete Gspane » eingeführt und später mit seinem Gegenspieler Ritter Kaspar v. Mülinen in « Meischer und Ritter » nach seinem ganzen Lebenslauf geschildert hat. Andere aus der Geschichte bekannte Namen, wie etwa Friedrich Niklaus von Steiger, Albrecht vom Stein, Sigmund Wagner, der Dichter Gottlieb Jakob Kuhn, der Helfer Müsli usw., tauchen mehr episodisch auf, sind aber mit wenigen, sicher geführten Pinselstrichen entworfen und bleiben dem Gedächtnis eingepägt. Untrennbar verbunden mit solchen historischen Figuren sind die unzähligen frei erfundenen: behäbige Männer und regierende Frauen aus dem Patriziat, Querköpfe und Originale aus allen Ständen, hochstrebende, verträumte und misstratene Junker, Baretltöchter und andere junge Patrizierinnen, die bald wie silberflüglige Libellen frei und übermütig durch die

Handlung schwirren, bald mit frühreifer Sicherheit ihren Weg gehen. Neben dieser vornehmen Gesellschaft aber auch das bäuerliche Landvolk, das städtische Bürger- und Handwerkertum, alle, wenn auch nicht im Vordergrund stehend, doch mit vollem Verständnis und nicht selten mit warmer Sympathie gezeichnet.

Im Zusammenspiel und Widerspiel dieser ungleichen Stände zeigt sich nun der Meister der Sprache, der jeden nach seinem Schnabel reden lässt, geschliffen oder ungeschliffen, halbfranzösisch oder urwüchsig bauerndeutsch. Im mundartlichen Lust- oder Schauspiel ist das vielleicht andern schon vor Tavel und ausserhalb der Schweiz gelungen. Der Erzähler aber musste Örtlichkeiten, Landschaften, Schlachtenszenen, gesellschaftliche und ökonomische Zustände schildern; und dieses Schildern und Beschreiben ist eine Kunst, die wir in der Mundart wenig pflegen. Will der Erzähler hier ausführlicher, feiner, vielleicht auch tiefer sein als die Mundart mit ihren lakonischen Attributen, so muss er der Sprache einen Ausdruck abringen, der möglicherweise nicht in ihrem Vorrat ist und der doch die Natürlichkeit nicht verletzt. Denn sie ist zäh und widerborstig, diese Bernersprache, und lässt sich nicht so leicht ein bücherdeutsches X für ein berndeutsches U vormachen. Wenn es nun dem Erzähler gelingt — und es ist unserm Tavel im ganzen gelungen — dieses hartkörnige Material zu bezwingen, ihm mit den Kunstgriffen eines feinern Meissels weiche, gefällige, spielerische Formen zu geben, so soll das nicht hingegenommen werden, als ob es sich von selber verstände.

Breit und schwer, höckerig und waldig liegt die Landschaft des Emmentals vor uns ausgebreitet, mit

sonnigen Halden und tiefen, schattigen Krachen — und so Gotthelfs Dichtung. Mit ihr verglichen erscheint die Dichtung von Tavelis wie eines jener alten schönen Patrizierlandgüter, die er in immer neuer Abwechslung so meisterhaft geschildert hat: mitten in landwirtschaftlicher Betriebsamkeit der stattliche Herrenstock mit Garten, grünem Schattengang, Springbrunnen, Muschelgrotte und einer verwitterten Nymphe; städtische Kultur mit etwas fremdländischem Anhauch, ein solides, ehrbares Idyll mitten in fruchtbarer Natur und bäuerlicher Arbeit. Und irgendwo, auf einem nahen Hügelchen, eine Gloriette mit zierlichen Säulen und einer grünen Bank, von der man das weite Land und das weite Leben überschaut. Und im Innern der kleinen Rotunde steht mit verblässenden Goldbuchstaben ein Lieblingsspruch unseres Dichters: « L'amour est plus fort que les principes. »

Mit diesen Worten möchten wir von dem Freund scheiden. Im Grundsätzlichen gingen wir wohl, aber ohne Streit, oft auseinander. Aber dieses soll auch hier gelten: Die Liebe ist stärker als die Grundsätze.

Die Trauerfeier
in der Nydeckkirche

am 22. Oktober 1934

Trauerrede von Pfarrer B. Rikli

Röm. 6,23 Die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu, unserm Herrn.

Joh. 17,3 Das ist aber das ewige Leben, dass sie Dich, der Du allein wahrer Gott bist, und den Du gesandt hast, Jesum Christ, erkennen.

Joh. 6,39 f. Das ist aber der Wille des Vaters, der mich gesandt hat, dass ich nichts verliere von allem, das er mir gegeben hat, sondern dass ich's auferwecke am Jüngsten Tage.

Denn das ist der Wille des Vaters, der mich gesandt hat, dass, wer den Sohn siehet und glaubet an ihn, habe das ewige Leben; und ich werde ihn auferwecken am Jüngsten Tage.

Geehrte Trauerversammlung !

Liebe Leidtragende !

Wir sind so ausserordentlich zahlreich heute hier zusammengekommen nicht nur, um eine schuldige Ehrenpflicht zu erfüllen; der Abschied von Rudolf von Tavel greift uns allen ans Herz : Der Mann, der uns in seinen Werken so innig und sinnig und wieder mit so viel goldenem, überlegenem Humor unsere herrliche Heimat, das unvergleichlich schöne Bernerland und seine geschichtliche Vergangenheit nahegebracht hat, er hat sich uns ins Herz geschrieben. Aber mehr noch: Der Mann, der so schlicht und einfach, so treu und götig unter uns gelebt hat, immer zum Dienst bereit, fest auf dem Boden seiner klaren Überzeugung und doch so weitherzig, verstehend für andere, von der-

selben immer gleichbleibenden Güte für Hoch und Niedrig, er hat sich uns ins Herz gelebt und geliebt. Da ist sein Scheiden ein Weh nicht nur für seine Nächsten, sondern für unser ganzes Volk, dem er innerlich so nahestand als Kenner und Kunder seines Seelenlebens.

Aber wenn heute seine sterbliche Hülle hier vor uns aufgebahrt liegt in der alten, heimeligen Nydeckkirche, der er jahrzehntelang in Treuen gedient hat als Mitglied und Präsident des Kirchgemeinderates, an der Stätte, da er bei festlichen Anlässen oftmals zu uns gesprochen aus der Tiefe seines evangelischen Glaubens und Lebens heraus, wo er aber meist so still und unauffällig beim Sonntagsgottesdienst sein verborgenes Plätzchen da drüben im Chor einnahm, auch als sein zunehmendes Gehörleiden es ihm schwer, ja fast unmöglich machte, den Worten des Predigers zu folgen, so soll nun eben auch unsere heutige Trauer- und Gedächtnisfeier nicht einfach der Klage gelten über den Verlust dessen, was einst unser war. Sie soll uns, ob auch unter Tränen, zum innigen Danke stimmen gegenüber dem Geber aller guten Gabe, der in dieses Leben einen so reichen Segen gelegt hat. Und sie soll uns aufmuntern zu starkem Vertrauen gegenüber dem, dem das Leben und Lieben und Wirken des teuren Entschlafenen dienen wollte, und dessen herrlichste Gabe das ewige Leben ist: Das ewige Leben, das auch den Tod nicht zu fürchten hat, wie Jesus sagt: «Wer den Sohn sieht und glaubt an ihn, hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken»; das ewige Leben, das aber auch durch alle Wandlungen dieses irdischen Wesens hindurch, durch Freude und Leid, durch Tage froher Gemein-

schaft und durch Zeiten schmerzlichen Vermissens, innerlich stark und reich und froh hindurchgehen lässt, weil es Erkenntnis, weil es Erfahrung ist des grossen, lebendigen Gottes, der in dem Herrn Jesus Christus unser Vater ist.

Rudolf von Tavel wurde am 21. Dezember 1866 geboren als das jüngste der sechs Kinder des Herrn Burgherratschreibers Alexander von Tavel und seiner Frau Julie Mathilde Rosalie von Wattenwyl, in dem nun durch einen Neubau ersetzten Eckhause zuoberst an der Spitalgasse, und wuchs in dem schönen Familienkreis unter dem strengen, aber niemals pedantischen Regimente seines trefflichen Vaters, der übrigens ein klarer Denker war und eine gute Feder führte, gedeihlich heran. Der liebe Verstorbene wusste denn auch, wie er in persönlichen Aufzeichnungen ausdrücklich bezeugt, die väterliche Führung zeitlebens sehr zu schätzen, zumal sie mit weisem Verständnis für die Eigenart des originellen Knaben und seine Werdenöte gepaart war.

Zu seinen frühesten, bestimmenden Jugendeindrücken gehörte nach den schon erwähnten Aufzeichnungen ein altes Soldatenbilderbuch aus der Zeit Napoleons I; gehörten die gegenüber seiner Kinderstube, in der Heiliggeistkirche einquartierten Franzosen von der Bourbakiarmee, und gehörten die vielen im Hause verkehrenden, markanten Persönlichkeiten, so u. a. der alte Neapolitaner Oberst August von Stürler, damals Besitzer von Schloss Oberried bei Belp, das in seinen Büchern so liebevoll geschildert ist. So wurde das Soldatenspielen des Knaben besondere Liebhaberei. Nach seinen damaligen Begriffen gab es, wie er launig be-

merkt, überhaupt nur in einer Uniform ein anständiges Leben! So ist es denn nicht zu verwundern, dass später der Herangewachsene mit grosser Begeisterung Militärdienst tat, und zwar so viel, als nur möglich war. Noch bei Kriegsausbruch rückte er als Kommandant des Landsturmbataillons 30 mit seiner Truppe ein.

Das zweite besonders wichtige Element seines Jugendlebens, das sich wie das militärische und wohl noch mehr als dieses dann auch in seiner literarischen Tätigkeit auswirkte und widerspiegelte, war das Landleben in der Schosshalde, wo das grosselterliche Haus stand, und wo sich später Vater Alexander von Tavel für sich und die Seinigen ein schönes Heim erbaute. Die heute zum grossen Teil von der wachsenden Stadt verschlungene, besondere Welt der alten Schosshalden-Patrizierfamilien und ihrer Pächtersleute machte einen unauslöschbaren Eindruck und übte einen starken Einfluss aus auf das Gemüt des heranwachsenden Knaben, der da draussen mit seinen Brüdern und Kameraden auch so fröhlich herumtollte.

Das kostbarste Erbe aber aus seiner Jugendzeit war die schlichte, nüchterne, aber tief gegründete Frömmigkeit, die im Elternhause gepflegt wurde und die dann als eine saubere, lichte Welt auch den Mann durch sein ganzes Leben hindurch umgab und erfüllte, stets ein männlich klares Glauben an den Herrn Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn, den gekreuzigten und auf-erstandenen Heiland.

In der Schule war der lebhafteste, vielfach zerstreute und, wie er selber meinte, oft sogar etwas widerspenstige Junge nicht das, was man einen Musterknaben nach dem Sinne der Lehrer zu nennen pflegt. Ein lieber Kamerad

zwar, der bezeichnenderweise seine Freunde mit Vorliebe unter den Mitschülern aus bescheideneren Verhältnissen wählte, passte er doch nicht ganz ins Schema des Lehrplans, das für die Lehrer entscheidend war. Und so nahm ihn der weise Vater zweimal aus der Schule und verbrachte ihn für je ein halbes Jahr in ländliche Pfarrhäuser (nach Oberdiessbach und nach Rappeswil), eine heilsame Massnahme, die auch durch die nahe Berührung mit dem Volksleben auf dem Land für die Entwicklung des jungen Menschen und des spätern Schriftstellers von Bedeutung wurde.

Nach tapferem Kampf mit der ihm wesensfremden Mathematik, aber hervorragenden Leistungen auf dem Gebiet des deutschen Aufsatzes und der Literaturgeschichte und nicht zuletzt des Zeichnens bestand Rudolf von Tavel dann im Frühjahr 1887 mit Erfolg das Maturitätsexamen. Und er ist seiner Schule im Herzen doch verbunden geblieben und hat später mit besonderer Genugtuung dem von ihm hochverehrten Schuldirektor von Lerber, dessen seltene Charaktereigenschaften und echte Frömmigkeit ihm einen starken Eindruck gemacht hatten, in einer Biographie ein literarisches Denkmal errichtet.

Seine akademischen Studien absolvierte der eigenartig künstlerisch begabte, junge Mann, der ursprünglich am liebsten Maler geworden wäre, in Lausanne, Leipzig, Berlin und Heidelberg, durch fürsorgliche väterliche Leitung von der gewünschten, rein künstlerischen und literarischen Karriere ferngehalten, als Student der Rechte und nachher der Kameralwissenschaften. 1891 doktorierte er in Heidelberg, um bald darauf in die Redaktion des « Berner Tagblattes » einzutreten.

1896—1905 bekleidete er dann die Stelle eines Sekretärs der Schweizerischen Mobiliarversicherungsgesellschaft, von 1905—1915 noch einmal einen Posten in der Redaktion des « Tagblattes », dessen literarische Sonntagsbeilage « Berner Heim » er auch nach seinem Rücktritt ins Privatleben noch während zwei Jahren redigierte.

In diese Jahre des Wachsens und Wirkens fällt auch seine eifrige Mitarbeit bei der Städtischen Feuerwehr, zuerst zwei Jahre lang als einfacher Löschmann (obgleich im Militär schon Oberleutnant und Regimentsadjutant), dann während vieler Jahre als Offizier, eine Arbeit, die ihm wieder Anlass zu wertvollen Volksstudien bot, die er aber ohne jede Nebenabsicht aus reinem Interesse für die Sache verrichtete.

In diese Jahre fällt auch seine politische Tätigkeit in den städtischen Behörden (besonders Stadtrat und Zentralschulkommission), die ihm nichts anderes war, als eine auf fester Überzeugung fussende Erfüllung seiner Bürgerpflichten. Es regte sich eben in dem reifen Manne die gute Tradition von den Vätern her, die sich allezeit dem Staat und der Gemeinde gegenüber verantwortlich fühlten nach dem alten Grundsatz, dass wahre Vornehmheit verpflichtet zu besonderem, uneigennützigem Dienst !

Seiner ganzen inneren Veranlagung und Lebensrichtung nach führte ihn aber diese Verpflichtung vor allem auf das Gebiet des kirchlichen und religiösen Lebens und der Gemeinnützigkeit und Liebestätigkeit.

Während reichlich drei Jahrzehnten gehörte Rudolf von Tavel, wie schon angedeutet, dem Kirchgemeinderat der Nydeck an, den er 22 Jahre präsiidierte. Und seine mit

dem Herzen getane Arbeit in dieser Stellung, seine bei aller Bekenntnistreue weitherzige und versöhnende, allzeit aufbauende Wirksamkeit ist uns allen so lebhaft gegenwärtig, dass wir uns die Nydeck ohne Rudolf von Tavel fast nicht denken können. Auch die gegenwärtig amtierenden Pfarrer der Gemeinde möchten es in dieser Stunde bezeugt wissen, wie dankbar sie dem teuren Entschlafenen sind für seine unerschütterliche Treue gegenüber dem biblischen Evangelium, sein lebendiges Verständnis auch für die durch die Zeit geforderten Neuerungen im kirchlichen Leben (Sonntagsschule, Jugendarbeit, Krankenpflege, Bildung von Töchtergemeinden usw.) und nicht zum wenigsten für seine stets gleichbleibende Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit. Sie sind schmerzlich bewegt, dass dieser ehrwürdige Berater und wohlwollende Mahner mit dem treuen Herzen ihnen so rasch weggenommen ist.

Von der Tätigkeit des lieben Entschlafenen in der städtischen und in der kantonalen Kirchenbehörde und im schweizerischen Kirchenbund werden wir nachher von dieser Seite noch etwas Näheres hören.

Wir unsererseits möchten noch besonders dankbar seiner langen, treuen und hingebenden Mitwirkung gedenken an der evangelischen Schularbeit, seines fast 24 Jahre ausgeübten Präsidiums an der Neuen Mädchenschule, und, ein besonders rührender Zug, seiner verständnis- und liebevollen Arbeit für die Taubstummen, zumal als Präsident der Mädchentaubstummenanstalt in Wabern.

Auch seine Freunde von der Philadelphia möchten ihm ihren warmen Dank bezeugt wissen für all das, was er ihnen und ihrem Verein in jahrzehntelanger Zuge-

hörigkeit zu ihrem Kreis als Mitglied, als Präsident, als Beirat und anregender Freund gewesen ist.

Aber auch über die Grenzen des engeren und weiteren Vaterlandes hinaus reichte die unermüdliche Liebesarbeit dieses wahrhaft christlichen Mannes.

Im Juni 1915 wurde Hauptmann von Tavel zum Armeestab berufen, um zunächst bis im Herbst die Berner Filiale der «Agence internationale pour les prisonniers de guerre» zu leiten, das Werk für die Verlorenen!

Vom Herbst desselben Jahres an übernahm Rudolf von Tavel sodann das Präsidium der «Hilfsstelle für Kriegsgefangene» Pro captivis in Bern, ein Werk, das ihm und seiner treuen Lebensgefährtin unendlich viel Mühe und Arbeit, auch mancherlei ermüdende Reisen ins Ausland, aber auch viel innere Befriedigung bot und manchem unglücklichen Kriegsgefangenen ein wenig Sonnenschein ins dunkle Kriegsschicksal brachte. Die Weihnachtssendungen in die Lager nach Frankreich bestanden — um nur das zu nennen — aus 150 000 Paketen, die von freiwilligen Mitarbeitern jeweilen während zwei Wochen in den Korridoren des Burgerspitals verpackt wurden. Wieviel Arbeit nur allein diese Fracht-sendungen in die Lager ausmachten, das können nur die ermessen, die vor der Weihnachtszeit jeweilen Tage und Nächte daran arbeiteten unter unermüdlicher Mithilfe ihres Präsidenten.

1919 folgte dann das Präsidium des Berner Komitees für notleidende Wienerkinder und bald darauf die Leitung des schweizerischen Zentralkomitees für notleidende Kinder (aus allen von der Kriegsnot heimgesuchten Ländern) mit mancherlei Reisen zu Kon-

gessen und Verhandlungen und zur Verteilung von Liebesgaben. Bis zum Ende der Aktion waren mehr als 125 000 fremde Kinder vorübergehend in der Schweiz aufgenommen worden. Eine prächtige väterliche Liebesarbeit des selbst leider kinderlosen Kinderfreundes! Dass sich immer treue Freunde fanden, die ihm in all diesen Aufgaben so hilfreich zur Seite standen, erfüllte ihn und seine Gattin mit besonderer Dankbarkeit, und sei darum in ihrem Sinne auch hier nachdrücklich betont.

Was der liebe Mann daneben mit seiner treuen Lebensgefährtin im engeren und weiteren Familien- und Freundeskreis an liebender Fürsorge und Beratung getan, sei nur beiläufig erwähnt. Es gehört nicht in die Öffentlichkeit.

Und ebenso gehört nicht in die Öffentlichkeit das zarte, feine Band der Liebe und des gegenseitigen Verstehens und Gebens und Nehmens, das ihn in den vierzig Jahren seines glücklichen Ehestandes mit Frau Adele geb. Stettler verband. Das schöne Bild von Balmer, das den lieben Dichter darstellt auf der von blühenden Apfelzweigen überschatteten Terrasse seines schönen Heims an der Schosshalde stehend, und neben ihm am Tisch verständnisvoll lauschend die Gattin, die seinen Gedanken mit gewandter Feder Ausdruck gibt, ist aber für alle Beschauer ein sprechender Hinweis auf ein tiefinnerliches Zusammenwirken zweier im tiefsten Grunde des Lebens und in den höchsten Zielen verbundener Menschen.

Vom Dichter haben wir soeben gesprochen. Es kann nicht die Aufgabe eines kurzen Lebens- und Charakterbildes bei der Trauerfeier sein, die literarische Ar-

beit des teuren Heimgegangenen auch nur in den Hauptlinien darzustellen und entsprechend zu würdigen. Aber es wäre eine unverzeihliche Lücke im Bilde, wollten wir nicht wenigstens hinweisen auf die inneren Untergründe seiner literarischen Tätigkeit. Von Hause aus mit einem stark historischen Sinn ausgestattet, in seinen geschichtlichen Interessen schon durch den Vater bestärkt, durch die ganze bernische Familientradition auf die grosse Vergangenheit Berns hingewiesen, fühlte sich schon der Gymnasiast und Student zu historischen Stoffen getrieben, die er zunächst dramatisch bearbeitete, bis er um die Wende des Jahrhunderts mit seinem ersten grösseren novellistischen Versuch « Jä gäll, so geit's » seine eigene, besondere Art recht eigentlich entdeckte und uns dann im Lauf der Jahre eine ganze Fülle edler Werke in immer sich vertiefender Reife bot, voll verstehender Lebenskenntnis und Menschenliebe und zugleich voll sonnigen Humors, der so versöhnend wirkt und niemals in lieblose Satire verfällt.

Dabei war Rudolf von Tavel, wie er selbst sagt, getragen von der Überzeugung, dass alle Kunst zur Verherrlichung Gottes, der sie den Menschen geschenkt hat, dienen soll, auch wenn das Religiöse darin nicht unmittelbar zum Ausdruck kommt. Aber immer deutlicher tritt das bewusst Evangelische in den Vordergrund, und es war ihm leid, wenn dasselbe etwa über dem schalkhaften Humor zu wenig beachtet wurde. Der Mann, dessen Sehnsucht « das verlorene Lied » suchte, der Ausschau hielt nach den « goldenen Gassen » der ewigen Gottesstadt, der nach seinen eigenen Worten den Kontrast lebhaft empfand « zwischen dem brutalen Streben nach äusserem Erfolg und der stillen Arbeit nach Grundsatz

und Glauben an Gottes Führung », er wusste, wie der Mensch « seine Last los wird » in ehrlicher Busse und kindlichem Glauben, und er kam immer klarer dazu, das Heilige in seiner ganzen Hoheit und Herrlichkeit zu erfassen, die wahre Grösse zu ermessen in der rückhaltlosen, selbstlosen Hingabe zum Dienst, da der Mensch gar nichts mehr ist oder sein will als ein Gefäss des göttlichen Wirkens, da — wie er einmal so schön sagt — « ein Grösserer uns aus uns selbst vertreibt ».

Etwas davon ist uns auch aus seinem Leben immer deutlicher entgegengetreten. Und das macht uns trotz allem auch an seiner Bahre getrost und dankbar, da er nun so plötzlich von uns genommen wurde. Es war ihm geschenkt, den schlichten, nicht zweifelnden Glauben durch alle Schicksale des Lebens hindurch zu bewahren. Und diesem schlichten Glauben ist das Grösste verheissen : die Gabe Gottes, das ewige Leben. Diesen Glauben wollen wir darum auch festhalten an seinem Sarg und Grabe.

Er soll uns antreiben zu froher Zuversicht, was auch das Leben bringen mag, im Vertrauen « auf den Sieg von Licht und Liebe ».

Und wenn wir nachher heimgehen und das Leben mit seinen Schwierigkeiten und Spaltungen uns zu schaffen macht, soll uns das Bild des lieben, entschlafenen, gütigen und frommen Menschen immer Mahnung sein — wie er es, wohl in seiner letzten öffentlichen Kundgebung, an der Hauptversammlung des Evangelisch kirchlichen Vereins am 23. September so schön gesagt hat : « Reichen wir uns doch getrost die Hand ! Schauen wir auf Ihn, unser aller Erlöser und Seligmacher, Jesum Christum ! »

Ich weiss nicht, ob es der liebe Heimgegangene in seiner demütigen Art ganz gern gehabt hätte, dass ich das alles von ihm gesagt habe. Er war sich seiner irdisch menschlichen Begrenztheit vor Gott so klar bewusst ! Und ich möchte, weiss Gott, auch nicht Menschengrösse aufrichten, wo wir doch alle nur die von Gott Empfangenden sind. Aber hat es nicht der Heiland selber seinen Jüngern gesagt : « Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, dass sie eure guten Werke sehen und — nicht euch, sondern — euren Vater im Himmel preisen. » In diesem Sinne fassen wir den Rückblick auf ein für diese Erdenzeit abgeschlossenes, so reich gesegnetes Leben auf. Er soll ein dankbares und aufmunterndes Schauen sein in den Reichtum der Gnadenmacht Gottes, der in dem Herrn Jesus Christus uns allen seine Liebe verbürgt hat und bereit ist, in dieses irdisch menschlich begrenzte Leben täglich jedem etwas zu schenken aus seiner ewigen Fülle, wo nur Menschen sich in Demut und Vertrauen von ihm wollen segnen lassen. So soll das Andenken an Rudolf von Tavel und der Name Rudolf von Tavel unter uns weiterwirken, Gott zur Ehre und vielen zum Segen !

Ansprache von alt Pfarrer E. Rohr

Vor zwei Jahren ist Oberst Wildbolz da oben im Grossratsaal vom Schlag getroffen und wie ein Soldat auf dem Schlachtfeld gestorben. Wer hätte damals gedacht, dass unser Freund Rudolf von Tavel ihm so bald nachfolgen würde! Allzufrüh ist er nach menschlichem Ermessen von uns geschieden; aber der Ewige kennt die rechte Stunde.

Im Gedächtnis des von ihm so sehr geliebten Bernervolks wird der Heimgegangene vor allem als Dichter und Schriftsteller fortleben; haben doch seine Erzählungen über das alte Bern jenen verklärenden Glanz und Schimmer geworfen, mit dem die untergehende Abendsonne alle Dinge vergoldet. Wer tapfere Männer und edle Frauen, wer z. B. einen Adrian von Bubenberg so schildern will, wie Rudolf von Tavel es getan hat, der muss selber etwas von ihrer Art in sich tragen; erfinden lässt sich so etwas nicht. Das führt mich auf das Wirken des Hingeschiedenen in der bernischen Kirche, die ich hier zu vertreten habe. Dreierlei möchte ich hier hervorheben.

Die bernische Kirche ist ein ziemlich loses Gefüge; sie bedeutet einfach das protestantische Bernervolk in religiöser Beleuchtung. Sie hat aber in ihrer schlichten, in Gottesfurcht, Gottvertrauen und Pflichterfüllung bestehenden Frömmigkeit aus früheren Zeiten ein reiches Erbe erhalten. Dieses Erbe hat der Verstorbene durch sein Schrifttum bewahrt und gemehrt; denn der unauf-

dringliche Hintergrund, auf dem all seine Gestalten sich bewegen, ohne viel Worte davon zu machen, ist doch eben jene schlichte, echt reformierte Frömmigkeit, Gottesfurcht und Verantwortlichkeitsgefühl. So hat von Tavel durch sein dichterisches Schaffen auch der Kirche den grössten Dienst geleistet.

Zum andern ist der Verstorbene unserem Kirchengemeinde dadurch ein Führer geworden, dass er bei kirchlichen Anlässen zu Stadt und Land unzählige Male als Berater und Redner aufgetreten ist. Dahin gehören auch seine im Dienst der Kirche verfassten Gelegenheitschriften und besonders der von ihm verfasste Generalbericht über das sittliche, kirchliche und religiöse Leben der bernischen Landeskirche in den Jahren 1920 bis 1930, der unter dem Titel « Volk heran, zur Arbeit » erschienen ist; in ihm hat er ein Dokument von bleibendem Wert für bernische Volkskunde und Kulturgeschichte geschaffen. Das ist der zweite Dienst des Verewigten an seiner Kirche.

Zum dritten hat er der bernischen Kirche als langjähriges Mitglied der Kirchensynode und seit 1929 als Mitglied der obersten Behörde, des Synodalarats, gedient, wo er der gegebene Nachfolger Wilhelm Hadorns geworden ist; auch im schweizerischen reformierten Kirchenbund hat er den Stand Bern vertreten. In der Diskussion war er eher zurückhaltend, und seine in den letzten Jahren zutage tretende Schwerhörigkeit nötigte ihn mehr, als uns andern lieb war, zu solcher Zurückhaltung; aber durch sein sachliches und sachkundiges Urteil hat er oft in entscheidender Weise auf den Gang der Verhandlungen eingewirkt. Mit Recht wurde einmal von ihm gesagt: wenn es Diskussionsredner gibt, denen man

innerlich Recht gibt und doch um ihres Auftretens willen nicht gern Gefolgschaft leistet, so hörte man doch immer gern auf Rudolf von Tavel, auch wenn man anderer Meinung war. Das rührte her von seiner gerechten, selbstlosen und doch immer verbindlichen und vornehmen Art, die seine Kollegen so sehr an ihm schätzten. Das war der dritte Dienst des Verstorbenen an unserer Kirche.

Und das führt mich auf ein letztes: auf die persönliche Einstellung des Verewigten zu all diesen Dingen. Dadurch, dass er der bernischen Kirche diente, wollte er vor allem dem Herrn dieser Kirche dienen. Denn was wir Kirche nennen, ist vergänglich; unvergänglich ist allein Jesus Christus und die durch ihn begründete Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe, von der gesagt ist: «Auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.» Gern erinnere ich mich in diesem Zusammenhang an die letzten Worte aus seinem oben erwähnten Generalbericht: «Die Reformation, welche unsere Kirche nötig hat, macht sich nicht in Synoden und Disputationen, sondern im Verkehr jedes einzelnen mit dem, der die Welt einmal und für immer reformiert und erlöst hat.» Diesem Einen hat der Verstorbene mit schlichter Treue gedient; nun ist er durch das Leben zu jenem Leben eingegangen, das viel, viel besser ist als alles, was wir hienieden je auch nur geahnt haben. Fahre wohl, lieber Freund!

Wir alle aber, die wir hier versammelt sind und unser ganzes Volk, sollten nicht sobald wieder vergessen, was der Verewigte ihm gesagt und welche Wege er uns gewiesen hat. Das walte Gott!

Ansprache von Pfarrer O. Römer

Das Bernerland und die Stadt Bern trauern heute um einen ihrer besten Söhne. Mit ihnen trauert aber auch die Kirche, denn der so jäh von uns gegangene Herr von Tavel war Patriot und Christ in einer Person. Der Verstorbene ist zeitlebens eng verbunden gewesen mit der Stadt und dem Stande Bern. Er kannte ihre Geschichte wie kaum einer. Er hat sich gern mit ihrer Vergangenheit beschäftigt, und er hat es verstanden, dieselbe so zu schildern, dass man sich beim Lesen seiner Bücher immer wieder darüber gefreut hat, Berner zu sein. Er hat sich seiner religiös-patriotischen Gesinnung nie geschämt, auch in seinen Zeitungsartikeln nicht. Der Verwaltungsrat und die Redaktion des « Berner Tagblatt » sind ihm dafür zu grossem Dank verpflichtet. Herr von Tavel hat aber auch ein offenes Auge gehabt für die äusserlichen Reize der Stadt Bern; er hat uns ihre natürlichen und architektonischen Schönheiten so beschrieben, dass man diesen Ort beim Weglegen seiner Bücher lieb bekommen musste und stolz darauf war, darin leben zu dürfen. Nun geht der hochverehrte Dichter von uns, aber seine Werke werden bleiben. Durch sie werden auch die zukünftigen Geschlechter zu vaterländischem Denken und Fühlen angeregt und erzogen werden. Das ist unser Trost.

Dr. Rudolf von Tavel war aber mit seiner Kirche ebenso sehr verknüpft wie mit seiner Vaterstadt. Das war

bei ihm Tradition, gute Tradition. Er ist einfach in die Fußstapfen seines Vaters getreten. Was er für die Nydeckgemeinde sowie für die bernische Landeskirche getan hat, haben wir bereits gehört. Mir ist der ehrenvolle Auftrag geworden, Ihnen zu sagen, was die stadtbernischen Kirchgemeinden ihm schulden.

Dr. Rudolf von Tavel wurde am 5. November 1917 zum Mitglied der Kirchenverwaltungskommission gewählt, also vor ungefähr 17 Jahren. Von 1915 bis 1918 war er Präsident des Gesamtkirchgemeinderates. Nach dem Tode von Prof. Dr. Graf wurde er Vizepräsident der Kirchenverwaltungskommission. Am 18. September 1930 erfolgte seine Wahl zum Vorsitzenden dieser Behörde. Am 15. Januar 1931 trat er sein neues Amt an, und er ist ein ausgezeichnete, mustergültige Präsident gewesen. Er hat alle unsere Sitzungen mit Ruhe und Würde geleitet. Die vielgestaltigen Geschäfte, die jeweils zur Behandlung vorlagen, hat er immer wohl vorbereitet, bis in alle Details durchstudiert, vor den Rat gebracht. Unter seinem Präsidium sind allerlei wichtige Beschlüsse gefasst und ausgeführt worden. Das Münster, die Französische und die Heiliggeistkirche bekamen in dieser Periode neue Orgeln, für die Paulusgemeinde wurde noch jüngst eine solche bewilligt. Die Nydeck bekam an der Matte ein Kirchgemeindehaus, die Heiliggeistgemeinde eines an der Gutenbergstrasse, während für die Johannesgemeinde gegenwärtig eines erstellt wird. In der gleichen Zeit wurde eine Alters- und Invalidenversicherung sämtlicher Angestellten der sieben städtischen Kirchgemeinden durchgeführt und eine kirchliche Krankenpflege angebahnt. Auch wurde das Kirchmeieramt reorganisiert. Das alles hat dem Entschla-

fenen viel Sorge und Arbeit verursacht, besonders der Wechsel im Kirchmeieramt. Während mehreren Monaten ruhte die ganze Last der finanziellen Verwaltung unserer Kirchen auf ihm. Er hat darüber nie gemurrt und geklagt. Er hat unzähligen Spezialkommissionen angehört, viele Gänge gemacht und zahlreiche Schreiben verfasst. Fernstehende haben von dieser Arbeit keine Ahnung gehabt, aber uns, seinen Kollegen von der Kirchenverwaltungskommission, ist sie nicht verborgen geblieben. Ihm gebührt grosser Dank dafür, dass er sich ihr so willig und restlos unterzogen hat. Danken müssen wir aber auch seiner Gattin, dass sie ihren Mann darin unterstützt und dafür freigegeben hat und auch dann nicht zum Niederlegen seines Amtes aufforderte, als sie merkte, dass es ihn über die Massen ermüdete und ihn am Schlaf hinderte. Vor zirka einem Jahr bat er uns, ihm einen Nachfolger zu geben. Er schützte seine zunehmende Schwerhörigkeit vor, aber wir haben seinem Gesuch nicht entsprochen. Auf unseren einstimmigen Wunsch ist er auf seinem Posten geblieben, aber heute müssen wir uns doch fragen, ob es recht von uns war, so zu handeln. Wir hätten ihn aber ungern aus unserer Kommission scheiden sehen, weil er ein idealer Präsident war, einfach und schlicht, gewandt und erfahren, wohlmeinend und freundlich, von wahrhaft adeliger Gesinnung. Wir kannten alle seine echt positiv-christliche Überzeugung. Er hat daraus nie ein Hehl gemacht, aber er war weitherzig und duldsam. Er konnte auch andere Ansichten verstehen und gelten lassen. Er war eine friedfertige Natur, kein fanatischer Parteimann. Er hat es deshalb auch wunderbar verstanden, die Differenzen, die etwa in unseren Reihen entstanden, zu beseitigen und zu

glätten. Er hat unsere Verhandlungen so geführt, dass wir nach beendigten Sitzungen stets in schönster Harmonie auseinandergegangen sind und mit dem Gefühl, das Wohl der Gesamtkirchgemeinde gefördert zu haben. Dr. Rudolf von Tavel war ein so vollkommener Präsident, weil er nicht herrschen und befehlen wollte, sondern dienen. Er hat seinem Volk gedient und seiner Kirche, die er beide von Herzen liebte trotz ihrer Fehler und Mängel. Er hat seinem himmlischen Herrn gedient, dem er sich schon auf der Schulbank verschrieben hatte und dem er gefolgt ist ohne je zu wanken bis zu seinem letzten Atemzug. Er war ein bescheidener und demüthiger Mensch. Er hat auch bei seinem Dienst an der Kirche nichts für sich selber gesucht. Es war ihm nie um seine Person und um irdische Ehre zu tun. Seinen Herrn und Heiland wollte er mit seiner kirchlichen Arbeit verherrlichen, seine Mitmenschen auf ihn hinweisen und zu ihm führen, der der Weg ist, die Wahrheit und das Leben. Das war das wahrhaft Grosse an ihm. Solange solche Männer unserer Kirche vorstehen werden, wird uns um deren Zukunft nicht angst zu sein brauchen. Sie wird bestehen bleiben und die Stürme der Welt werden sie nicht wegfegen.

Die Stadt und der Kanton Bern, die bernische Landeskirche und die stadtbernischen Kirchen nehmen heute mit Wehmut und mit Dank Abschied von Rudolf von Tavel und mit ihnen eine grosse Schar von gemeinnützigen Institutionen, denen der Verstorbene nahegestanden ist. Die Direktion und der Vorsteher der Mädchentaubstummenanstalt in Wabern haben uns ersucht, in ihrem Namen Herrn von Tavel zu danken für die ausgezeichneten Dienste, die er ihrem Haus erwiesen hat.

Er war ein väterlicher Freund für diese armen Kinder. Im Hinblick auf diese spezielle Tätigkeit erinnern wir uns gerne an das Wort des Meisters : Was ihr einem dieser geringsten unter meinen Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan. Von ihm aber, unserem hochgeschätzten Präsidenten, lieben Kollegen und Mitarbeiter in der Kirchenverwaltungskommission trennen wir uns, indem wir ihm mit dem Apostel nachrufen : Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht, dass sie ausruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.

Ansprache von Dr. H. Marti

Der Schweizerische Schriftstellerverein, die Kommission zur Förderung des bernischen Schrifttums und der Verein der Freunde des Berner Kunstmuseums haben mir den ehrenvollen, doch schmerzlichen Auftrag erteilt, in ihrem Namen Abschied zu nehmen von dem, was an unserem teuren und unvergesslichen Rudolf von Tavel sterblich war.

Das schweizerische Schrifttum verliert mit ihm einen seiner besten Namen, der unter den Künstlern in hohem Ansehen stand. Die vor zwei Jahren ins Leben gerufene Kommission zur Förderung des bernischen Schrifttums durfte unter diesem Namen in die Öffentlichkeit hinaustreten und ihre Tätigkeit beginnen. Und der Verein der Freunde des Kunstmuseums verehrte in ihm seinen Gründungspräsidenten, der mit grossem Geschick und einem nimmermüden Verständnis für die Werke nicht nur der alten Meister, sondern auch der lebenden und jungen Künstler den Verein zu blühender Wirksamkeit geführt hatte.

Rudolf von Tavels Kunst, mit ihren wachsenden Leistungen selber wachsend, nahm unverwechselbar ihren eigenen Platz im Schrifttum ein. Ich brauche sie niemandem zu schildern. Alle kennen wir seine Bücher, lieben wir sie, jedem neuen sahen wir mit der Vorfreude entgegen, in der man etwas Vertrautes erwartet, und waren doch jedesmal wieder überrascht von dem Neuen, Unerwarteten, das er uns brachte.

Denn wenn er auch seine Stoffe aus einem Gebiet holte, das unserm innersten Gemüt vertraut war, der bernischen Vergangenheit, so gab er doch seinen Gestalten die Lebendigkeit und Deutlichkeit heutiger Geschöpfe, sie standen redend und wirkend um uns herum, wir gingen durch ihr Dasein und erlebten ihre Zeit, als ob sie unsre Gegenwart wäre. Und dies ist doch wohl das Schönste und Höchste, was einem Dichter widerfahren kann: dass er uns mit seinen Augen sehen lehrt.

Sein Blick in die Vergangenheit wollte nicht an den Problemen der Gegenwart vorbeisehen, er bedeutete keine Flucht in eine «gute alte Zeit». Was er dort fand, waren die gleichen Nöte und Schicksale, die uns heute bewegen und bedrängen. Als er uns seine «luschtigi Gschicht us truurer Zyt» erzählte, waren wir vielleicht allzu rasch geneigt, nur das Lustige darin zu hören und zu übersehen, wie wenig sich ihr trauriger Hintergrund von der Zeit unterschied, der wir damals entgegengingen. Seither ist keinem unter uns der geringste Zweifel daran geblieben. Aber es ist das Vorrecht der Dichter, solche Dinge früher als andere Menschen zu spüren und als Dichtung auszusprechen, was andere später als Wahrheit erfahren werden.

Die grossen Gestalten seiner letzten Romane, ein Adrian von Bubenberg und Niklaus Manuel, darunter auch diese herrlichen, klugen Mütter und Ehefrauen, Menschen voll innerem Kampf, voll Zweifel und tapferer Entscheidung, Menschen, die siegen, weil sie an ihr Schicksal und ihre Aufgabe im Leben glauben — sie zeigten uns, was eine lebendige Vergangenheit uns zu sagen hätte, wenn wir ihre Kräfte und Gesetze erkennen und anerkennen würden. Rudolf von Tavel wartete nicht

die Mode des biographischen Romans ab, um das Leben der Vergangenheit dichterisch zu gestalten, denn seine Kunst gründete tiefer als im psychologischen Interesse an einem gelebten Menschenleben.

Wer als ein Dichter wie er durch das lebendige Vergängliche das Vergangene lebendig sah und im Vergänglichen die Gesetze des Ewigen, dem wölbt sich ein hoher Himmel auch über einer kleinen Stadt, und viele Sterne strahlen ihm von diesem Himmel herab, doch keiner tröstlicher und mahnender als der «Stärn vo Buebebürg», der über der stolzen Geschichte seiner Stadt — unserer Stadt geleuchtet hat.

Indem wir so Abschied von dem Dichter nehmen, reden wir schon nur noch von dem Bleibenden an ihm, von seinem Werk. Und so soll es sein. In Trauer neigen wir uns vor dem Dichter, der uns verlässt, aber wir halten fest an dem Werk, das er uns und unsern Nachfahren hinterlassen hat; es ist uns in seiner lebensechten Mischung aus Ernst und Schalkheit, seelischer Tiefe und grazilem Zauber der Erscheinung ein wahrer Trost, selbst in dieser Stunde der Trauer, des bitteren Abschieds.